

Illustrirtes Unterhaltungsblatt.

Nr. 44

1903

Knut Landberg.

Von Amalie Skram. Autorisirte Uebersetzung von Luise Wolf.

(Fortschung.)

Ach Sie! Sie haben ja so viel Anderes.
„Sagen Sie, spielen Sie auch mit Frau
lein Falsen?“

„Nein, wie kommen Sie darauf, Frau Gude?“
fragte Knut, ohne sie anzusehen und rückte auf dem
Klavierstossel ein wenig weiter.

„Ah, ich dachte mir,“ sie sah reservirt aus.

Knut legte Frau Gudes Noten zusammen und
packte sie in ihre Mappe. „Es wird wohl nichts
nützen, Ihnen diesmal eine Aufgabe zu geben, Sie
vertreten ja bald.“

„So, und wie wird es,“ sie klappte ihr
Band zu. „Werden Sie eine Tocca herauf nach dem
Sanatorium machen?“

„Es müßte denn sein, um Sie dort zu treffen,
gräßige Frau.“ Er sah aus, als habe er schreck-
liche Lust dazu.

„Ich kann mir so gut vorstellen, wie genüßlich
wir es mit einander haben würden,“ sie nickte und
lachte übermuthig. „An solch einem Ort ist man
freier — es ist nicht wie hier — Sie glauben
gar nicht, was ich über die paar Besuche zu hören
bekam, die Sie mir machten.“

Sie verzog schmolzend den Mund.

„Wenn nur der Weg nicht so mörderisch weit
wäre.“

„Ah, was Weg! Es ist ja die wundervollste
Gegend da oben. Wenn nur der richtige Magnet
da wäre, so . . .“ sie drohte ihm mit schelmischem
Lächeln.

„Sie sind ja dort, gräßige Frau,“ er trat dicht
zu ihr heran und sah mit halbgeschlossenen Augen
auf sie herab. „Sie wissen, daß das genügt.“

„Nein, wie kostet Sie sind!“ rief sie lachend.

„Wenn man sich nur auf Sie verlassen könnte!“
Sie ging in einen ernsten Ton über und schüttelte
zweifelnd den Kopf.

„Das können Sie, gräßige Frau,“ sagte er mit
einschmeichelndem Lächeln.

„Ja, geben Sie mir einen Beweis davon.
Kommen Sie nach Gausdal, während ich dort bin,“
sie beugte sich zu ihm hinüber, „dann werde ich
Ihnen etwas erzählen.“ Die letzten Worte sprach
sie flüsternd.

„Was denn?“ fragte er interessirt.

Sie betrachtete ihn mit einem zärtlichen Blick
und blinzelte unruhig mit den Augenlidern.

„Dass Sie der unwiderstehlichste Mann sind,
den ich kenne.“ Sie sagte es lächelnd, aber mit
energischer Betonung, und eine flüchtige Röthe über-
flog ihr Gesicht. Darauf wandte sie sich um und
nahm ihre Mappe.

„Dann komme ich!“ rief er unwillig.

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied. Mit
einer galanten Verbeugung führte er sie an die Lippen.

„Ich erwarte Sie also dann ganz bestimmt,“
sagte sie mit nervösem Zittern in der Stimme, indem
sie zur Thür ging.

„Diese Komödie,“ murmelte Knut, als er wieder
hereinkam, nachdem er sie bis zur Entreehür be-
gleitet hatte. Er rümpfte die Nase und stieß einen
knurrenden Ton aus. „Psui, ach wie zudringlich
sie ist. In's Sanatorium heraufkommen. Das
geht eine lange Nase, meine Liebe.“ Er lachte.

„Da müßte Margarethe nicht hier sein. Die
alte wird rasend sein, aber der Teufel hole sie.
Ich mache sie schon wieder gut, wenn es sich der
Milch verlohn. Nutzen hat sie doch gebracht. Jetzt
bringen sie mich mit ihr mindestens so in's Gerede
wie mit Margarethe — ja mehr, denn ihr trauen
sie Alles zu, während Margarethe — Ah, meine
herliche, junge Margarethe, könnte ich nur Deinen
schönen Namen schützen.“

„Du mußt mir etwas Geld geben, Knut, denn
wir wollen nun fort,“ sagte Birgit, indem sie die
Thür des Speisezimmers öffnete und sich reisefertig
auf der Schwelle zeigte.

Knut nahm sein Portemonnaie und reichte ihr
einige Scheine.

„Danke, das ist genug,“ sagte Birgit, als er
Miete machte, ihr mehr zu geben.

„Wenn ihr nur zur Zeit kommt,“ bemerkte
Knut und sah auf die Uhr.

„Ja, ja, wir haben eine Droschke. Fährst Du
mit hinunter? Nille kann auf dem Bock sitzen.“

„Es ist doch nicht nothwendig, Birgit,“ sagte
er in entschuldigendem Tone.

„Nein, durchaus nicht! Ich glaubte nur, es
würde Dir der Kinder wegen Vergnügen machen.
Sie sind ganz ausgelassen vor Freude.“

„Grüße Mutter und Schwestern von mir,
Birgit.“

„Und ich sage, daß Du Sonnabend kommst,
denn darnach fragen Sie natürlich gleich. Lebe
wohl, Knut!“ Sie reichte ihm die Hand und küßte
ihn flüchtig auf die Wange. „Da höre ich die
kleinen im Vorzimmer.“

Knut ging hinaus und küßte die Kinder.

„Läßt es Dir recht gut gehen, Birgit,“ sagte
er zuletzt.

„Ja, und Dir ebenfalls,“ erwiderte Birgit.
„Nichts Dich nun ein, wie Du am Besten kannst.
Zum Mittagessen gehst Du wohl aus?“

„Ja, oder ich esse zu Hause. Es findet sich
wohl noch etwas vor.“

Darauf ging er in's Musikzimmer zurück. Ver-

gnügt rieb er sich die Hände, hüpfte im Zimmer
umher und knipste mit den Fingern. Er konnte es
hier nicht aushalten, öffnete alle Thüren, zum
Speisezimmer, zum Kabinett und zum Wohnzimmer.
Dann tanzte er im Polkaschritt durch die ganze
Zimmerreihe und sang, die Dämmen in die Armlöcher
der Weste steckend: „So wundervoll leer —
Alle sind fort . . . Hent' Abend — hent' Abend!
Zum ersten Mal — allein bei mir — in meiner
eig'nen Stu—u—be. — Hurrah! Hurrah!“

6.

Margarethen's Eltern und ihre beiden unkonfir-
mierten Schwestern waren in Modum. Die Brüder
machten eine Wandern in den Bergen, und sie
selber verbrachte die Sommermonate bei der alten
Großmutter, die ganz draußen vor der Stadt wohnte.
Von ihrer Kindheit an war Margarethe viel bei ihr
gewesen, besonders im Sommer pflegte sie Wochen
lang bei ihr zu wohnen.

In diesem Jahr hatte sie der Großmutter zu
verstehen gegeben, daß sie tausendmal lieber bei ihr
bleiben würde, als mit nach Modum zu gehen,
wovon ernstlich die Rede gewesen war, und es war
der alten Dame, deren Augapfel Margarethe war,
nicht schwer geworden, Alles nach Wunsch zu ordnen.

Ungefähr vierzehn Tage, nachdem Birgit zu
ihrer Schwiegermutter gekommen war, wurde sie
zu einer großen Abendgesellschaft bei alten Freunden
des Landberg'schen Hauses eingeladen, die eine Villa
unweit Frau Landberg's Landhaus bewohnten. Knut
war auch gekommen. Seine Mutter hatte angenommen,
daß er sie Abends nach Haus begleiten und bei
ihnen übernachten würde, aber er hatte es abge-
schlagen und war auf einem Extratramper, den
einige Gäste gemietet hatten, nach der Stadt ge-
fahren. Auch Margarethe Falsen war unter den
Geladenen gewesen. Auf dem Heimwege war Birgit
ungewöhnlich schweigsam. Sie saß, in eine Ecke
des Wagens zurückgelehnt, neben Frau Landberg
und sprach kein Wort. Als eine der Schwägerinnen
sie anredete, ohne eine Antwort zu erhalten, rief
Frau Landberg: „Birgit ist wahrhaftig eingeschlafen.“

Aber Birgit schlief nicht. Sie saß nur mit
geschlossenen Augen und litt unter einem Gefühl
von Unruhe und Verstimmung, das innerlich an ihr
nagte und wie alte Gewissensbisse auf ihr lastete.

Als sie vor dem Landhause hielten, that Birgit,
als erwache sie plötzlich, sagte hastig gute Nacht,
sprang aus dem Wagen und lief nach oben in ihr
Schlafzimmer, das sich in einem Giebel des Hauses
befand.

Nachdem sie Licht gemacht hatte, ließ sie die

vorhängte herab, zog die Schürze aus und begann, wie sie war, im Gesellschaftszimmer, den Kopf gesenkt, das Kinn in eine, den Ellbogen in die andere Hand gestützt, im Zimmer auf und ab zu gehen.

An diesem Abend hatte sie endlich erfahren, wie es um Kunt stand.

Geschehen war im Grunde nichts, aber für sie war es genug gewesen.

Sie hatte im Gartenzimmer gestanden und sich mit einigen Herren unterhalten. Es sollte Françoise gefangen werden, und sie hatte sich engagiren lassen. Da war ein Freund von Kunt gekommen, ein Arzt, und hatte sie gefragt, ob sie wußte, wo ihr Mann sei, er wolle ihn zum vis-à-vis haben. Sie hatte sich nach ihm umgedreht und schließlich die Portière neben sich ein wenig zur Seite zogen, hatte den Hals vorgestreckt und in das Studio hinein geschaut. Da hatte Kunt gestanden und mit Margarethe Falsen gesprochen. Sie waren nicht allein, auf einem Sofa in der Ecke saßen noch einige junge Leute und scherzten und lachten. Es wäre nichts Ungewöhnliches darin gewesen, wenn nicht Kunt's Gesicht — ah, wie ihr das Blut durch die Adern jagte, wenn sie an das Gesicht dachte.

Sie hatte es mit einem Augenblick beobachtet, aber dennoch stand es so lebhaft vor ihr, unablässig — dieser strahlende, verzückte und doch ernste, neu, eher wehmüthige, fast schmerzhafte Blick, und dann diese Seligkeit in — ja, worin lag sie nur — in den Mundwinkeln? Nein, in jeder einzigen Linie seines Gesichts, in seiner ganzen, von Kraft und Eleganz strotzenden Haltung.

So blinzelte Kunt eine Frau nicht an, wenn er sie nicht liebte. Sie kannte diese Augen und diese Miene, so hatte er sie damals angesehen, als sie seine Liebe besaß. Alles das war ihr Eigen gewesen. O, dieses Singen in der Brust, wie das schmerzte. Nun wußte sie, warum ihr nach Beclau's einiger Jahre eine Veränderung in Kunt's Wesen aufgesessen war. Damals hatte sie es nicht glauben wollen, sondern sich gefragt, daß es ihr so scheine, weil sie ihm ähnlich habe. „...“ „...“ „...“ „...“ Margarethe in letzter Zeit dieser wunderbare Glanz über seinen Wangen gelegen hatte. Die Liebe hatte ihn verjüngt.

Margarethe Falsen also. — Also doch! — Was war denn nur eigentlich an ihr? Was hatte sie vor ihr voran? Ja, was mußte es, zu fragen, er liebte sie. Kunt liebte sie!

„Ah, Kunt, Kunt,“ plätscherte sie. „Ah, meine Jugend, mein verlorenes Glück.“ Sie preßte die Hand einen Augenblick an die Augen und blickte stehen.

Über Herrgott, warum nahm sie es sich denn so zu Herzen? Sie hatte sich ja seit langer Zeit mit dem Gedanken vertröstet gemacht, daß Kunt sie nicht mehr liebte. Ach ja, es war aber dennoch schmerzlich — daß er eine Andere liebte, und mit einer solchen Freiheit und diesem Ernst... Sie wußte, welche eine Fülle, welche ein Glück in seiner volligen Hingabe lag, es war gleichsam, als gäne sie es keiner Anderen.

So lag in ihm doch die Kraft zur Wiedergeburt und wie ehedem frisch und voll zu empfinden. Das hatte sie wahrscheinlich nicht geglaubt. Ja, aber dann war es ja ein Unrecht, daß er nicht frei war! Wenn dieses Gefühl sich bei ihm enthalten hätte, würde es ihn vielleicht viel weiter bringen und einen läufigeren Menschen aus ihm machen. Er würde eines Tages komponieren, wie damals, als er sie noch liebte.

„Ja, er muß frei sein. Sie sollte ein Widerwillen für einen Mann seia, der sie mit so viel Gadem überhäuft hatte, mit einem so großen Reichtum an jungen Stunden, an Liebe und Glück? Niemals. Er hatte ihr Alles gegeben, so lange er etwas zu geben gehabt. Es war ja nicht seine Schuld, daß es aufhörte. Sie ließ sich ja durch kein Mittel gehalten, oder durch Willensentfernung erzwingen. Doch! Ihr war es ja gelungen, ihre Freiheit für Arbeit zu beanspruchen. Aber das kam natürlich daher, daß ihre alte Liebe für Kunt noch nicht ganz

erloschen war. Bei ihm war es etwas Anderes. Seine Liebe zu ihr war längst gestorben.

Sie wollte ihm sagen, daß sie Alles errathen hätte und willig sei, das Band zwischen ihnen zu lösen. Er sollte völlig frei handeln dürfen. Sie wolle ihm die Unnachahmlichkeit ersparen mit einem Bekenntnis zu ihr zu kommen, denn er quälte sich wahrscheinlich mit dem Vorsatz, es zu thun. Es war sicher, daß er sich mit Margarethe auf nichts einlassen würde, ehe er mit ihr gesprochen hatte. Er hatte so viel Achtung vor ihr, daß er sie im eigentlichen Sinne nicht betrügen würde.

Aber wie sollte es sich zwischen ihnen ordnen? Sie stand eine Weile still und dachte nach. Ja, es mußte wohl zur Scheidung kommen — offen und klar sollte Alles zwischen ihnen sein. Sie knöpfte das Kleid auf und begann, sich auszuziehen. Es war doch ein Unding, weiter zusammen zu leben, wenn keine Liebe mehr sie verband. Es erübrigte und machte das Leben zur Müste, wie die Großmutter zu sagen pflegte. Wie war sie in diesen Jahren doch hart und starr geworden, geradezu gesunken. Und Kunt erst — er wurde immer schlaffer und halbloscher. Aber nun hatte die Liebe ihn gerettet, solange es noch Zeit war. Er war glücklich, während sie —

Auf den Bettrand sitzend fiel sie in Gedanken. Wie war sie doch arm gegen ihn.

Sie fuhr zusammen, als sie ihre Schwiegermutter im entgegengesetzten Giebel hörten höre.

„Die Großmutter“, dachte sie, ihr Korsett aufhend. „Es wird ihnen allen gegenüber einen Sturm geben“, sie schüttelte leise den Kopf. „Aber da hilft nichts.“

Gott weiß, ob Kunt sich nicht widersehen wird, wenn es zur Entscheidung kommt. Sedenfalls wird es ihm schwer werden. Er umgeht am liebsten alle Unnachahmlichkeiten. Aber das taugt nicht. Gerade durch, das ist nun einmal meine Natur. Morgen fahre ich in die Stadt, gehe zu Kunt hinauf und spreche frisch von der Leber weg mit ihm.“ Sie zog das Nachthemd über den Kopf und knöpfte es langsam und nachdenklich zu. Dann blies sie das Licht aus und ging in's Bett.

Aber anstatt sich auf die Seite zu legen, das Gesicht in die Kissen gedrückt, wie sie zu thun pflegte, wenn sie schlafen wollte, streckte sie sich auf dem Rücken aus, verschränkte die Hände unter dem Nacken und legte ihre traurigen Betrachtungen fort.

7.

Am nächsten Nachmittag gegen vier Uhr ging Kunt oben in den öden Zimmern ratlos auf und ab. Sedem Augenblick war er draußen im Borrzimmers und lausigte, oder er stand am Feuer und sah auf die Straße. Dann fuhr er sich vorne Spiegel durch's Haar, benetzte seine Hände mit Eshonquet, öffnete ein Buch und sah ein wenig hinein und ordnete gewiß zum zwanzigsten Mal die beschriebenen Notenblätter auf dem Tisch.

Da kam es ihm vor, als hörte er Schritte auf der Treppe, und diesmal war er endlich sicher, sich nicht zu täuschen. Mit einem glücklichen Lächeln eilte er hinaus und öffnete.

„Endlich!“ rief er aus und zog sie in's Borrzimmers. „Du süßestes Nördel, mich so warten zu lassen.“ Er schloß die Thür, umschlang sie mit stürmischer Heftigkeit und küßte sie unzählige Male. „Nein, aber Kunt, Du erträgst mich,“ sagte sie schließlich und prangte ihr Gesicht frei zu machen, während sie ihn gleichzeitig fest an sich drückte. „Wir wollen doch hier nicht stehen bleiben?“

Endlich gab er sie frei, behielt aber ihre Hände in der seinen, während sie den Hut ablegte.

„Willst Du mir einen Augenblick meine Hand lassen, damit ich die Handschuhe anzuziehen kann?“ bat sie.

„Nein, das will ich nicht,“ erwiderte er und fing an, die langen Handschuhe anzuknüpfen. „Das ist meine Hand, wenn Du es wissen willst.“ Er packte ihre Fingerzippen in den Mund und zog ihr mit den Zähnen die Handschuhe ab.

„Darf ich sie vielleicht nicht wissen?“ Er sprach

mit der Stimme eines verzogenen Kindes, indem er sich über die Hand beugte, die er in der Seiten hält und seine Lippen darüber hingleiten ließ.

„So, jetzt die andere,“ lächelte sie und schlug ihm leicht auf die Wange. Kurz darauf gingen sie, einander umschlungen haltend, in's Wohnzimmer.

„Wie ich mich diese letzte Stunde nach Dir sehnt habe,“ sagte er, den Mund auf ihren Hals drückend.

Sie sprang mit einem Satz zur Seite und rieb sich von ihm los. „Du kitzelst mich,“ sagte sie mit lautem Lachen und rieb sich das Ohr.

„So, ich kiske Dich,“ er öffte ihre Stimme nach. „Wie bezaubernd Dein Lachen ist, Margarethe! Wie wenn Perlen über Marmor mit Geplätscher in's Wasser rollen. Tre-tre-tre!“ versuchte er es nachzuhören.

„Du bildest Dir doch nicht ein, daß das ähnlich ist?“ Sie nahm den leichten Umhang ab und warf ihn über die Staffelei.

„Wie ist es Dir seit gestern Abend gegangen?“ fragte sie und stellte sich vorübergehn, die gespreizten Arme aufstützend, hinter eine Sitzlehne.

„Komm' her und küss mich,“ antwortete er, indem er sich auf einen Puff setzte.

„Küßt Du mich heute ebenso wie gestern?“ fuhr sie fort und sah ihn mit freundetrunknen Lächeln an.

„Komm' her und küss mich, hörst Du. Komm', komm', komm'!“ Er streckte die Hände aus und glich einem Kunden, der ungeduldig wird, weil er nicht gleich seinen Willen bekommt.

„Ja, dann antworte mir erst,“ sie lachte neckisch.

„Ob ich Dich liebe — Du kleiner Dummkopf! Komm' mir jetzt.“

Sie schob den Stuhl fort und war mit einem Satz bei ihm.

„Läßt uns lieber zu Dir hineingehen,“ sagte sie kurz daran, indem sie mit beiden Händen das Haar aus den heißen Wangen strich. „Hier ist es so dunkel und rumpelkammerartig.“ Und ehe er antworten konnte, lief sie durch das Cabinet und das Wohnzimmer in's Wohzimmer hinein. Er folgte ihr schnell.

„Sek' Dich hierher,“ sagte sie munter und drehte den Stuhl so, daß er mit der Lehne gegen das Licht stand. „Ich werde Dich frisieren.“

Er glitt augenblicklich auf den Sitz herab, streckte die Beine von sich, legte sich hintenüber und überließ ihr seinen Kopf. Sie fasste mit beiden Händen zu und strich ihm langsam und liebkosend mit den Fingern durch das weiche, leicht gesockte Haar. Dann und wann durchrieselte ihn ein leichter Schauer, sonst verhielt er sich ganz unbeweglich mit geschlossenen Augen und einem matten Lächeln um die Lippen. Ab und zu beugte sie sich herab und küßte ihn leicht auf die Stirn, ohne die Finger ruhen zu lassen.

„So,“ sagte er endlich und wollte sich aufrichten, aber sie griff mit einer Hand um seinen Hals und rief lachend: „Nein, halt! Jetzt komme ich mit dem Kamui.“

Sie nahm aus der Tasche ein kleines Futteral und fing an, ihn mit dem Kamui in einer und der Bürste in der anderen Hand zu frisieren.

„Pst!“ rief sie plötzlich und lachte. „Hörtest Du nichts?“

„Mein,“ antwortete er gleichgültig.

„Mir war so deutlich, als ginge eine Thür,“ ihre Stimme klang ängstlich. „Da wieder! Hörtest Du es jetzt nicht?“

„Nichts höre ich,“ erwiderte er träge. „Es war wohl Karen, die im Schlafzimmer gewesen ist. Was geht das uns an?“

„Bist Du gewiß, daß es ihr nicht einfällt, hier hereinzukommen?“ Sie griff wieder in sein Haar und sah beruhigt aus.

„Und wenn das Haar uns über dem Kopf verbrennt; sie hat den strengsten Befehl, mich nicht zu tören.“

„So, nun bist Du fertig, Kunt!“ Sie trat auf die andere Seite, um ihn zu betrachten. „Nein, wie Dir das steht, mit den kleinen krausen Locken in der Stirn. Ganz reizend! Geh' und sieh Dich im Spiegel an.“

(Schluß folgt.)

Die Sträucher unserer Wälder.

Von Curt Grotewitz.

(Gebur.)

Nach Holz der Hasel ist zäh und fest. Es wird zum Korbblechten, zu Fahreisen, zu Stöcken, Eggchaken u. dgl. benutzt. Für uns Jungen war das Haselholz unentbehrlich, wir brauchten es zu Bogen, um Spazier zu schießen oder uns gegen einen Überfall von „Feinden“ gewappnet zu halten. Man konnte nicht wissen, ob nicht unser kleines Dorf einmal der Schauplatz eines kriegerischen Einfalls werden könnte. Die Zeitungen schrieben immer von solchem Zeug, und wir Jungen glaubten damals daran. Wir brauchten das Holz der Hasel auch zu Sprengeln, um Rothkehlchen zu fangen. Glücklicherweise flingen sich die lieblichen Singvögelchen nicht so leicht. Das Holz war aber überhaupt für sehr viele Zwecke brauchbar, für Lanzen, Stecken, Wassermühlen und all die üblichen Geräthschaften, die wir Kinder damals zu einer standesgemäßen Lebensführung für nötig erachteten.

Eine ähnliche volkstümliche Bedeutung wie die Hasel hat auch der Hollunder. Es giebt in Deutschland wohl wenig Dörfer, in denen dieser Strauch nicht an dem oder jenem Winde, hinter einer Scheune, im Garten, an Schuttplätzen nicht vorhanden wäre. Aber in den Wäldern ist er wohl doch nicht ganz so häufig wie die Hasel. Nur weil er, abgesehen vom Walde, auch in der Nähe der menschlichen Wohnungen, ja hier mit Vorliebe zu Hause ist, darum ist er so eng mit dem Leben des Landvolkes verknüpft. In der massigen Bauart, in seiner Größe und Breite, in der Dichtigkeit des Laubes, in seinem rassichen Wachsthum und seiner starken Triebspitze nach dem Zurückschneiden ist der Hollunder der Haselnuss sehr ähnlich. Im Uebrigen ist er ein Strauch von ganz anderer Art. Er gehört zu den Gaiblattgewächsen, denen außerdem noch unsere Waldsträucher Eichblatt und Schneeball angehören. Seine weißen Blüthen sind zu einem doldenartigen Stand angeordnet. Im Juni ist der Strauch mit diesen großen weißen Scheiben von Blüthen, die stark duften, ganz überdeckt. Er sieht dann, zumal wenn er einen mächtigen breiten, fünf Meter hohen Busch bildet, sehr stattlich aus. Aus den Blüthen entwickeln sich zu Ende des Sommers kleine schwarze Beeren. Der Hollunder hat gefiederte Blätter, aber die Fiederblättchen sind so groß, daß das Laub garnichts von der Zierlichkeit besitzt, die vielen fiederblättrigen Gehölzen, z. B. der Akazie, Eberesche oder gar der Gleditschie eigen ist. Das Massige, Derbe des Stranges giebt sich schon in den jungen Trieben und, die sehr stark sind. Allerdings bleiben sie lange fruchtig; sie sind mit einem dicken Mark erfüllt, daß auch in den mehrjährigen Zweigen und Stöcken eine recht große Stärke behält.

Der Hollunder oder Holder wird oft auch Flieder genannt, obwohl dieser Name jenem bekannten Zierstrande mit den schönen, herrlich riechenden, meist lilafarbigen Blüthensträußen zukommt. Mit ihm hat der Hollunder aber doch sehr wenig Gemeinsames. Der Hollunder liebt einen feisten, feuchten Boden. In der Nähe von Dungstätten, an verwilderten, wenig ausgesogenen Stellen geheigt er vorzüglich. In den Wäldern sucht er sich ebenfalls die feuchten, fruchtbarsten Stellen aus. In denkieferwaldungen Norddeutschlands trifft man ihn häufig an den Rändern, die an Wiesen oder an Seen grenzen. Da er sehr leicht durch Samen verbreitet wird und die Sämlinge sehr schnell wachsen, so überzieht er namentlich in fruchtbaren Laubwäldern Lückenstellen, die durch Ausrodung, durch Wind- oder Wasserschaden entstanden sind.

Das Holz des Hollunders, namentlich das alte, ist sehr hart und zäh; es dient deshalb zu feineren Drechslerarbeiten. Das schneeweisse Mark wird, zu kleinen Kugeln geschnitten, wegen seiner elektrischen Eigenschaften zu Experimenten in der Physik benutzt. Beliebt sind die Beeren, die zu Mus gekocht als Hausmittel verwendet werden oder zur Bereitung von Hollundersuppe dienen. Die Blüthen liefern

den bekannten Fliederthee, der, wenn ich nicht irre, dieselbe Bedeutung wie Lindenblüthen-, Kamillenthée und ähnliche Theearten besitzt. Er hat wohl noch nie einem geschadet, und das ist immerhin außerordentlich an solchen Hausmitteln. Als wir Kinder waren, hatten wir freilich noch viel schöneren Beziehungen zum Hollunderstrauch. Er roch allerdings nicht sehr gut, das Loub hat so etwas Ungesäumtes, Modriges. Wie angenehm duftete das gegen die Hasel — wir Schlingel kannten jeden Strauch und Baum am Geruch. Die Hollunderbeeren dienten uns als Brotspeise für die oben erwähnten Sprengel. Wir füllerten damit auch die gesangenen Rothkehlchen, wie denn diese Beeren überhaupt bei vielen Vögeln sehr beliebt sind. Das Herrlichste aber war das Holz des Hollunders. Wir schälten davon Stücke zwischen zwei Knoten heraus, dann bohrten wir das Mark aus dem Holze und nun stellte dieses ein schönes Brunnenrohr dar, das bei uns wassertechnische Verwendung fand, indem wir die Röhre aneinandersetzten, an einer Seite Wasser hineingossen, das dann zur anderen wieder herausließ. Noch besser war solch ein Holzstück als Knall und als Spritzbüchse zu verwenden. Die letztere war eine wirkliche Spritze; das Wasser kam in schönem Strahl daraus hervor, mündete dann freilich irgendwohin, wo es nicht sollte, in das Gesicht eines Schornsteinfegers oder auf die Wäsche, die zum Trocknen aufgehängt war. Kurzum, die Sache wurde von Erwachsenen gewöhnlich nicht mit viel Verständniß aufgenommen, und es gab dann manchen Ärger. Harmloser waren die Knall- oder Platzbüchsen. Bei ihnen wurde ein Pfropfen mit lautem Knall durch Luftzusammenpressung herausgetrieben. Der Knall war dabei die Hauptsache, mit dem Pfropfen kannten wir zu unserem Bedauern Niemanden verbunden, geschweige beim tödtschießen.

Es giebt in Deutschlands Wäldern noch eine andere Art des Hollunderstrauchs, den Traubenhollunder. Der wächst aber nur auf den Gebirgen. Im Riesengebirge, in der Sächsischen Schweiz, im Harz, überall ist er häufig. Hier bildet er einen schönen Schmuck der Waldränder und der lichten Walstellen. Seine Fiederblätter sind, obwohl auch groß, doch schöner, glänzender, er wird aber nicht so massig. Herrlich sind seine scharlachrothen Beeren. Weniger zierend sind dagegen die Blüthen, die in gelblich-weißen, eiförmigen Rüpen zeitig im Frühjahr erscheinen. Das Holz findet dieselbe Verwendung wie das des gemeinen Hollunders.

Schönheit und Zierlichkeit vereint am besten von unseren Waldsträuchern der Weißdorn. Das ist auch solch ein Riese wie die Haselnuss und der Hollunder, ja noch mehr als sie. Er gehört ja zu den Kernobstgewächsen, gleich dem Apfel und der Birne, und etwas von der Kraft unserer besten Obstbäume besitzt auch er. Seine Blätter sind aber so schön gespalten und die Triebe sind so dünn, daß er mit der Kraft doch große Klumpth verbindet. Aber man darf sich ihm nicht unvorsichtig nähern. O weh, er hat gar scharfe Dornen. Kein Vieh kann von diesem Strauch ein Blatt abweiden, er ist so gut bewehrt wie die Wildrosen, obwohl seine Dornen grade sind und keine Widerhaken besitzen. Etwa später als unsere Obstbäume, meist gegen Ende Mai erst, blüht der Weißdorn. Es sind schöne, blendend weiße Blüthen von duftigem Bittermandelgeruch. Sie gleichen etwa denen des Birnbauerns, sind nicht ganz so groß, aber ebenso in größerer Anzahl vereint. Aus den Blüthen werden gegen den Herbst hin rothe kugelige oder ovale Früchte. In manchen ist blos ein Kern, in anderen sind bis drei. Man unterscheidet nämlich zwei Arten: den gemeinen und den spätblättrigen Weißdorn. Beide sind aber einander sehr ähnlich, und sie verhalten sich in ihren Lebensgewohnheiten ganz gleich. Der letztere hat gewöhnlich nur einen Griffel und einen Kern in der Frucht, er hat spitze, gespaltene Blätter und blüht etwas später als der gemeine Weißdorn. Die Früchte besitzen ein mehliges, etwas trockenes Fleisch. Die Kinder nennen die Früchte Mehlfüßchen und verzehren sie mit gutem Appetit. Für uns waren sie neben Schlehen und allenfalls Hage-

butter eine willkommene Erquickung, wenn wir vom Haselnussammeln müde und hungrig geworden waren.

Der Weißdorn ist ziemlich anspruchslos in der Bodenart. An den Rändern von Laubwäldern kommt er überall vor. Man trifft ihn auch, gleich der Heckenrose häufig an Feldwegen; der Dornen wegen wird er gerne als Heckenstrauch verwendet. Als solcher eignet er sich auch darum noch besonders gut, weil er den Schult vorzüglich verträgt. Allerdings wird er viel von Räupen heimgesucht. Sein Holz ist ebenfalls sehr fest und zäh und findet deshalb zu feineren Geräthschaften Verwendung.

Biel Neuhilches und wiederum auch recht viel Verschiedenes vom Weißdorn besitzt der Schwarzer oder Schlehedorf. Er gehört zu den Steinobstgewächsen, ja, er ist nichts anderes als eine Pfauenart. Im Gegensatz zu den bisher erwähnten Sträuchern ist er sehr klein. Er kann wohl manns hoch werden, bleibt aber gewöhnlich in knapper Meterhöhe stecken. Er wächst außerordentlich sparrig und sieht fast immer struppig aus. Einige Zweiglein sind verdorrt, dabei ist er ganz schwarz und düster und dazu hat er große Dornen, die aber nicht gar so schlimm sind wie sie aussehen. Gestochen haben wir uns wohl kaum, wenn wir das Schlehenstrüpp auf unseren Pferden — es waren Hasenruthen — durchritten, und auf die Hosen kommt es einem braven Reitersmann nicht an. In der kurzen Blüthezeit zu Ende des April nehmen sich die kleinen Schlehensträucher aber ganz schön aus, wenn sie mit den reinweißen Obstblüthen überschüttet sind. Auch die innerhin großen runden blauen Früchte im Herbst verschönern den unscheinbaren Strauch. Sie sind außerordentlich herb. Wer nie unreife Apfel und Birnen gegessen, wie die Weinbeeren schon im August gekostet, wie auf dem Felde Kartoffeln im Kräutigfeuer gebraten und mit der Schale gegessen hat, kurz, wer nie als Kind auf dem Laude gelebt hat, der lasse die Hand von dieser Frucht. Eigig ist nichts dagegen. Er ist mir sauer, aber die Schlehe ist außerdem noch herb, daß man nach einer Mahlzeit von einigen Dutzend Früchten eine Zunge so hart wie Schuhleder bekommt. Das heißt, wir aßen sie damals als Kinder mit viel Wohlgeschmack. Der Schlehedorf kommt nur als Mandstrauch zumal an dünnen sponigen Abhängen vor.

Sehr saure Früchte besitzt auch der Sanerdorn, der auch Berberize heißt. Botanisch hat er mit dem Weiß- und Schwarzdorn nichts zu thun, er gehört zu einer Pfauenzenfamilie, die nach ihm den Namen führt und die den Hahnenfußgewächsen nahe steht. Er ist ein recht zierlicher, eleganter Strauch. Die Blätter sind rund, und ihr Rand ist in der Weise gesägt, daß die Sägezähne in zierliche Wimpern auslaufen. Die Dornen sind dreiteilig oder gar fünfteilig und mit diesen stolzen Waffen ist der Strauch dicht besetzt. Die kleinen gelben Blüthen stehen in Trauben. Aus ihnen entwickeln sich im Herbst schöne hellrote längliche Beeren, die eine sehr angenehme Säure enthalten. Sie können deshalb einen Ertrag für Zitronen bilden. Die Berberize kommt auch nur an Waldrändern vor. Noch mehr bevorzugt sie den Rand von kleineren Gebüschen oder bildet selbst ein niederes Buschwerk an Wegrändern. Der Strauch wird auch häufig in Parksägeln angepflanzt. Er enthält in seinem Holze, in der Rinde und in der Wurzel einen gelben Farbstoff, der zum Färben benutzt wird.

An vorangestellten Sträuchern fehlt es in unseren Wäldern nicht. Die unangenehmsten Dornen besitzen die Wildrosen, unter denen die Heckenrose (*Rosa canina*) die bekannteste ist. An sonnigen Waldrändern können wir die Heckenrose öfters antreffen, obwohl ihr gewöhnlichster Standort die Feldwege, Räume, vernachlässigte Landstellen sind. Sie ist ein Strauch von wunderbarer Schönheit. Wenn im Juni die zahlreichen, thalergrößen, offenen Blüthen aus den zierlich gespalteten Kelchen und dem feinen, gehödeten Laube hervorstrahlen, dann ist der Strauch von einer unbeschreiblichen Klumpth. Der Reiz jungfräulicher Überfürthheit, „morgenschöner“ Jugend liegt über ihm ausgegossen. Viel anheimelnder, unserer Eigenart entsprechender ist diese

innige, ätherische Schönheit der Wildrose als die volle Leppigkeit, der exotische Prunk der gefüllten Gartenrosen, die aus Asiens glühendurchhauchtem Kelima stammten.

Die Hedenrose kann ein sehr großer, voller Busch werden. Auf gutem Boden und in voller Sonne gedeicht sie am besten. Aber sie nimmt auch mit geringerem Sandboden vorlieb, wird hier allerdings nicht sehr hoch. An schattigen Stellen, von anderen Büschen dicht umdrängt, bildet sie nur einzelne lange, dornige Ruten, die gewöhnlich nicht blühen. Die Dornen gleichen in der Form dem Schnabel eines Raubvogels. Sie sind an der Basis sehr dick, verjüngen sich aber nach der Spitze hin immer mehr und sind dabei sehr krumm gebogen, so daß sie sich fest in das Fleisch einhaken. Wir vermieden es wohlweislich, mit unseren Haselruthensorden durch Wildrosengestüpp zu reiten. Die großen Früchte dagegen, die schönen rothen Hagebutten, erregten immer unter Interesse. War im eigentlichen Herbst war ihr Fleisch zu hart und schmeckte nicht recht nach etwas, aber wir brachten die Früchte mit nach Hanse, und hier wurde wohl öfters ein Compott von ihnen gekocht, eine äußerst delikate Sache von einem ganz eigenartig feinen Aroma. In den späteren Herbstmonaten und im Winter wurden dann die Früchte weich, und sie schmeckten sehr angenehm, es war aber immer schwierig, das Fleisch von den Sternen zu trennen, und diese sind von Unmengen kleiner Haare oder Borsten umgeben, die einem leicht in der Fehle hängen bleiben und da sehr unangenehm krausen und kitzeln. Die Früchte sind übrigens eine sehr große Zierde des Strauches; wenn sie sich röthen, erwacht er noch einmal zu großer Schönheit. Er ist aber an und für sich mit seinen etwas graugrünen schmalen Niederblättern und seinen überhängenden Zweigen ein eleganter Strauch. Im Sommer sieht er frisch, zumal an Begen, sehr verstaubt aus, auch leidet er viel von Kugelzister. Rauten, Blattkäuse, Röter jagen ihm mehr als anderen Sträuchern zu.

Die geschäftigsten Früchte, die es in unseren Wäldern gibt, liefert der Himbeer- und der Brombeerstrauch. Beide sind einander in vielen Stücken ähnlich, sie sind ja auch Arten einer und derselben Gattung. Von den Himbeeren gibt es nur eine, von den Brombeeren jedoch sehr viele einander allerdings recht ähnliche Arten. Als Rosengewächse haben Himbeeren und Brombeeren fünfzählige, blauhäutige Blüthen. Diese sind weiß, wie die unserer Obsthäume und der Erdbeere. Himbeeren und Brombeeren blühen aber erst spät, nachdem sie schon lange ihr volles Laub entwickelt haben. Daraum sind bei ihnen die Blüthen nicht so wissam. Auffällig unterscheiden sich die beiden Sträucher dadurch am auffälligsten, daß die Himbeeren rothe, die Brombeeren schwarze Früchte und außerdem Dornen besitzen. Soßt sind die Sträucher einander sehr ähnlich. Sie bilden immer ein niederes, wirres Geüpp und man kann sie fast als Unrat im Walde betrachten. Sie haben die Eigenthümlichkeit, daß sie Früchte immer an alten zweijährigen Holze tragen. Sedes Jahr treiben sie neue Wurzelknolle, die aber erst im zweiten Jahre blühen und tragen, um alsdann wieder abzuhorben. In Norddeutschland wachsen Himbeeren und Brombeeren fast wie in den Elterngewächsen, in die der Kiefernwald nach Wiesen und Seen zu übergeht. Sie sind hier mit an einzelnen Orten zahlreich. Im übrigen Deutschland dagegen gibt es fast an jedem Wald- und Gebüsche eine Menge sehr ertragreicher Himbeer- und Brombeerrümpfer. Die letzteren bilden wirre, unbedeutende Massen vor den übrigen Büschen und den Bäumen des Waldes. Der Reichthum an Früchten ist sehr groß. Als wir Kinder waren, aßen wir aus jedem Tag ein- oder mehrmals an den herrlichen Tischen seit. Wenn die Erbsfrüchte im Garten auf dem Ende naheirten, dann begann die Saison für die Himbeeren. Gegen Ende August war es mit diesen vorbei, darauf begannen die Brombeeren, die dann eine bis zur Hochzeitshälfte anhielten. Eine Herrlichkeit folgte so schon der anderen, gerade, als ob es jemand absichtlich so eingeheitl hätte.

Ebenso ähnlich einander wie die beiden er-

wähnten Sträucher sind die Heidel- und Preiselbeeren. Sie sind auch ebenso nützlich wie jene, ja der Handelswert ihrer Früchte ist wohl noch größer. Am üppigsten gedeihen die Preisel- und Heidelbeeren im Gebirge, zumal unter den Nadelbäumen. Auch in den norddeutschen Kiefernwäldern bedecken, soweit das Terrain nicht ganz dürr ist, Heidelbeeren häufig den Boden. Die Preiselbeere behält ihr schönes glänzendes Laub auch im Winter, dagegen wirkt die Heidelbeere ihre Blätter in der kalten Jahreszeit ab. Beide sind sehr niedere Pflanzen, die im gewöhnlichen Leben garnicht als Sträucher gelten. Allein sie sind in ihren Stengeln und ihren Wurzeln holzig und sie dauern sehr lange Jahre aus.

Alle diese vier Beerensträucher sind unscheinbare, unbedeutende Sträucher. Die Brombeeren, die mit ihren langen dornigen Zweigen weit ausgreifen, sind im Walde meist recht lästig, da man sich sehr leicht an ihnen festhält. Es fehlt aber in unseren Wäldern noch manchen schönen Strauch, der freilich wenig Nutzen gewährt. Neben Weißdorn und Hedenrose zeichnen sich Pfaffenbüttchen, Schneeball und Traubentrische (*Prunus padus*) vor Allem durch ihre zierenden Eigenschaften aus. Die letztere, die sehr viel Schatten verträgt, kommt namentlich in feuchten Wäldern und Gebüschen vor. Ihre weißen Blüthen bilden schöne Trauben, mit denen der Strauch im Frühjahr dicht behängt ist. Sie ähnelt im Laub unseren Kirschen, wie sie ja auch eine wirkliche Kirschenart ist. Sie kann eine beträchtliche, baumartige Höhe erreichen. Ihre Früchte sind klein, sie besitzen eine schwarze Farbe. Sind bei der Traubentrische die Blüthen der Schmuck des Strauches, so sind es bei dem Pfaffenbüttchen die Früchte. Das Pfaffenbüttchen oder der Spindelbaum ist ein gedrungener Strauch, dessen ovale Blätter eine sehr tiefe dunkle Färbung besitzen. Die Blüthen sind unscheinbar, aber die Früchte, die im Herbst reifen, sind sowohl in Farbe wie in Form sehr auffällig. Sie sind farblosrot, später bringen sie auf und dann hängen aus der rothen Fruchthöhle die orangefarbenen Kerne heraus. Sind diese Farben schon auffällig in unserer Waldflora, so ist es die Gestalt der Früchte noch mehr. Sie gleichen mit ihren Kanten und Ecken dem Barett eines katholischen Geistlichen, daher stammt auch der Name des Strauches. Das Pfaffenbüttchen ist recht anspruchslos im Boden, es leidet allerdings an dünnen Stellen sehr häufig darunter Raupenfraß, daß die Zweige völlig fahlgefressen sind. Sehr schön ist der Schneeballstrauch. Seine Blätter sind ahornartig gelappt und besitzen einen spiegelnden Glanz. Einzu zu Pfingsten ist der Strauch mit großen weißen scheibenartigen Blüthenständen bedeckt. In der Kultur werden diese Blüthenstände meist kugelig, alsdann gleichen sie in ihrer weißen Farbe den Schneebällen, daher hat denn der Strauch auch seinen Namen. Im Herbst hat sich aus jedem Blüthenstand ein herlicher Strauß knallrother Früchte entwölft. Der Schneeballstrauch sieht viel Freudeigkeiten, er wählt daher besonders an solchen Waldrändern, die feuchte Wiesen oder Gewässer abgrenzen. Ein schöner Strauch ist auch das gemeine Grässtatt (*Lonicera xylosteum*), das besonders in Buchenwäldern gern wächst. Die runden Blätter haben wenig Ausfallendes, dagegen sind die gelblichen Blüthen in ihrer zweiflügigen Form recht auffällig. Auch die rothen Beeren sind eine Zierde des Strauches. Eine eigenthümliche Melancholie liegt aber dem bekannten Bachholderstrauch, der mit seinen kleinen Nadelblättern und in seiner säulenartigen Form ein Schmuck unserer norddeutschen Kiefernwälder ist. In Laubwäldern sehr verbreitet ist der Seidelbast; das ist ein kleiner niederer Strauch, der aber im zeitigen Frühjahr schon blüht. Er besitzt recht schöne rosetrothe Blüthen. Seine rothen Früchte sind giftig, der ganze Strauch enthält brennend scharfe Stoffe.

Unter den unscheinbaren Sträuchern sind der Faulbaum und der Kreuzdorn die verbreitetsten. Sie sind zwei Arten einer und derselben Gattung. Ihre Blüthen sind unscheinbar, ihre Früchte klein

und schwarz. Auch das Laubwerk hat nichts Auffallendes. Der Kreuzdorn hat Dornen, die aber nicht sehr gefährlich sind. Der Faulbaum wächst noch in sehr nassen Böden, der halb moorig ist. In den norddeutschen Kiefernwäldern giebt es allenthalben wenige Stellen. Sie sind meist von Faulbaum eingehakt. Frischer, wenn auch nicht nassen Boden liebt auch der gemeine Hartriegel, der, obwohl mit jenen beiden nicht verwandt, doch in der Unscheinbarkeit seiner Blüthen und schwarzen Früchte ihnen gleich. An Größe erreicht er sie nicht, er wird allenfalls manchmal hoch, der Faulbaum wird größer, der Kreuzdorn kann einen bedeutenden Umfang und eine baumartige Höhe erreichen. Zu den unscheinbarsten Sträuchern unseres Waldes gehören auch die wilden Stachelbeer- und Johannisbeerblüthe, die hier und da ein niederes Unterholz bilden.

Unseren Walde fehlt die Mannigfaltigkeit der tropischen Urwälder. Es fehlt nicht nur der Reichtum an Gehölzarten, sondern vor Allem fehlen auch die Schlinggewächse und die Epiphyten. Allerdings fehlen diese nicht gänzlich. Wir besitzen sogar mehrere Sträucher, deren Zweige klettern und sich um andere Pflanzen schlingen. Da ist vor Allem der altebekannte Ephen, der in unseren Laubwäldern bisweilen bis in die Wipfel der Bäume emporsteigt. Indem er seine Luftwurzeln in die Rinde der Bäume bohrt, giebt er diesen mit seinen lederartigen, immer grünen Blättern einen malerischen Schmuck. Auch das deutsche Grässtatt kann sich ziemlich hoch an Bäumen emporschlingen. Im Blatt und Blüthe dem gemeinen Grässtatt ähnlich, sieht es doch mehr den Waldrand als der Ephen, denn es in des Waldes tiefsten, schattigsten Gründen am wohlsitzen ist. Ein kleiner Schlingstrauch ist das Bittersüß, ein naher Verwandter der Kartoffel, ein Nachtschattengewächs mit violetten Blüthen und großen, knallrothen Beeren. Es liebt feuchte Stellen. Hier schlingt es sich öfter gegen zwei Meter hoch in die Gebüsche der Erlen und des Faulbaumes.

Wir besitzen auch zwei Epiphyten unter unseren Sträuchern. Der bekannteste Schmarotzerstrauch ist die Mistel. Sie thront hoch oben im Geist der Waldbäume; hier bildet sie einen kleinen, etwa halbmeterhohen Busch, der mit seinen hellen, harten, länglichen, eigenthümlich gestellten Blättern und seinen weißen Beeren recht fremdartig aussieht. Ihm verwandt ist der andere epiphytisch lebende Strauch, die Niemenblume. Sie ist der Mistel sehr ähnlich, doch etwas größer. Sie gehört nicht eigentlich zur Flora des deutschen Reiches. Von Böhmen aus ist sie nach Sachsen eingedrungen. Hier wachsen in der Umgegend von Pirna diese seltsamen Sträucher in den Nesten der Eichen.

Besitzen unsere Wälder nicht die Leppigkeit und Mannigfaltigkeit südl. Urwälder, so bergen sie doch gerade in ihren Sträuchern noch eine genügende Untheit der Gehölzwelt. Sind die Sträucher immerhin zahlreich genug, um es an Abwechslung nicht fehlen zu lassen, so sind sie doch nicht in so großer Mannigfaltigkeit vorhanden, daß man sie nicht leicht kennen lernen könnte. Man kann zu ihnen ein vertrautes, persönliches Verhältniß gewinnen und sich dadurch den Naturgenuss, den der Wald spendet, tausendfach erhöhen.

Die Eroberung von Mexiko.

Von A. Demmer.

Sein Kampf gegen den Umsturz führen hente die Wortführer des Klerikalismus mit Vorliebe den Grundsatz der Heiligkeit des Eigentums in's Feld. Die ultramontanen Biedermänner haben offenbar ganz vergessen, daß es eine Zeit gegeben hat, da die Oberhäupter der katholischen Kirche selber das Expropriiren im Großen betrieben haben, ohne sich an die Heiligkeit des Eigentums im Mindesten zu kehren. Es wäre ein Leichtes, mit zahlreichen Beispielen aus der inneren Geschichte der europäischen Staaten aufzuwarten, die das Ge-

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 44

Für den Annoncen Teil der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Alleinige Inseraten-Minahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro gespaltenen Nonpareille-Zeile oder deren Raum M. 1,25.

1903



Remontoir-Uhren, garantiert gute Werk., stabile, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichstempel, 2 echte Goldränder, Emaille-Zifferblatt, Mk. 10,50. Dieselbe mit 2 echten silbernen Kapseln, 10. Rubis. Mk. 18. Schlechte Ware führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2 jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Posteinzahlung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, sonst Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren. En gros Berlin 415. Neue Königskarte 4. Reelle und wirklich billige Bezugquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.



Kauft Musikinstrumente
v. d. Fabr. Hermann Dölling Jr.
Markneukirchen 1. S. No. 484.
Kataloge gratis und franko.

Radikalmittel gegen Ratten und Mäuse

Dieselben werden vollständig ausgerottet durch frische Meerzwiebeln mit Rüttelring (Menschen u. Haustieren unschädlich). Mit Gebrauchsanweisung, Preis 1. Kilogramm 80. bei 5 Kilogramm (Postpaquet) franko für M. 4.

V. Bruno Kochisch, Dresden 5.

Hühneraugen, Warzen
beseitigt schmerzlos unter Garantie
Apotheker Dr. Meyers Lazalin.
Glas gegen 80. in Briefmarken
franko überallhin.
A. Lazar, Berlin, Mess-Palast.

Meine Uhren sind wirklich gut abgezogen. Reelle 2 jährige schriftliche Garantie für guten Gang.

BETTSTELLEN
GROSSE MATRATZEN
Betten
12 MARK
(Oberbett, Unterbett, Stoffen und Pflege) mit garantierter neuen Federn gefüllt. In besserer Ausführung M. 15 u. 20, bessgl. zweiflüfig M. 18, 22, 29. Echt goldene Damen-Remontoir. Echt goldene Herren-Uhrwerk, 15 Steine. 31. —

H. Tomechna, BERLIN
Uhren- und Goldwaren-Industrie.
Breitseite über alle Arten Uhren, Ketten, Gold- und Silberwaren gratis u. fr.fo. Nichtpaßendes wird umgetauscht, oder der Betrag zurückgezahlt.
Uhrmacher u. Wiederverkäufer Rabatt.

Frauen.
Gabe von den größten med. Autorität, der diesjähr. groß. hygien. Ausstell. zu Paris v. sämtl. Ausstellern für Hygiene. Schutz nur allein die höchste Auszeichnung, gr. goldene Preis-Medaille, Ehrentkreuz und Ehrendiplom erhalten. Engl. u. deutsches Patent bereits vorhanden. Auflösung gratis. Stück, jahrelang brauchbar, M. 2. H. Engelhardt, Berlin N. 13. Vergift. 80.

Billige Briefmarken gratis sendet August Marbes in Bremen.

Akkordeonette, Gehäuse 1. Rang, m. kräft. Orgelton, vollständiger Schlag für ein teures Harmonium, 3 Octaven, einflügelig, Stück M. 44. Preistafel ob vorzüglich. Musikinstrument, Mund- und Zungenharmonicas, Pfeifenfass, Klavierfass, gratis. Verwandt postfrei. Joh. Jos. Hüller, Grasätzl. 1. Böh. 769.



Repetier-Wecker wechselt innerhalb 7 Minuten, so daß ein Einschlaf unmöglich ist. M. 4,50 inkl. Garantie. Kein Risiko, da Umtausch gestattet. Illustr. Preisbuch über Uhren, Ketten, Schmuck, gratis. Gebr. Loesch, Leipzig 43.

Taschenlampen elektrische, 4½ Volt, strahlend helles Licht, Preis pro St. M. 2,00, dito mit Vergrößerungslinse M. 2,50, Port. extra 20. Gummibatterie 75. geg. Voreinsend. oder Nach. von Otto Michaelis, Berlin 17, Postamt 57.



A. Schnorr, Scheibenberg i. Erzgb.
Musikinstrumenten-Fabrik
Billiger, direkt. Versand und Garantie.
Kunstvolle Reparaturen.
Kataloge gratis und frei.

30 Tage zur Probe
5 Jahre Garantie.

Versende Rasermesser Nr. 27 sehr hohl M. 1,50 inkl. „ 29 sehr hohl 2,00 Etwa „ 33 extra hohl ff. „ „ 2,50 Sicherheitsmesser J. R. G. M. (Verletzung unmöglich) M. 2,75. Nichtgefahrendes Betrag sof. retour. Hauptkatalog über za. 2000 Gegenstände gratis und franko an jeden. Emil Jansen, Stahlwarenfabrik und Versandhaus in Wald No. II bei Solingen.

Prima Pfauenmus.

1. Roseimer M. 2,—
1. Emaillemer, netto 25 g „ 4,50
1. Kübel von 30 bis 70 g. pro St. „ 14
ab hier gegen Nachnahme.
J. A. Schultze, Magdeburg 8.

Wer seine Magerkeit oder allgemeine Schwäche zu beseitigen, bessere Formen, volleres Büste wünscht, verlange gratis und franko Musterkunst von Willi Reiß, Leipzig 40, Begasche Straße 65.

BETTSTELLEN
GROSSE MATRATZEN
Betten
12 MARK
Holzbettstelle wie obige mit Matratze und Bettdecken, einschläfig M. 20, zweischläfig M. 25. Verstand bei freier Verp. geg. Nachnahme. Umtausch oder Rücksendung gestattet. Ungarische Bettfedern- und Bettten-Fabrik in Hamburg N. 3. Preisliste frei! Bahrs. Nachbestellung.

Wir suchen für wenig Geld eine tatsächlich gute und solide Ware zu liefern und stellen aus unserem reichhaltigen Lager 2 Spezialitäten zum Verkauf, welche sich von anderen auch gern gefälschten Uhren am besten bewährt haben und sich eines ganz besonderen guten Rufes erfreuen, worüber zahlr. Amer. alles bestät. sobald Sie einen Vertrag machen vorhan- den. **Sie finden** Echt silb. Herren-Remontoir-Uhr, Ia Gehäuse, 2 echt silb. Kapl., silb. Gravier, auf 10 Stein. geh., 2 echte Goldränder nur M. 15. Goldene Damen-Remontoir-Uhr, Ia Gehäuse, 14 karat. Gold, Reichstemp., a. 10 Stein. geh., gedieg. Qual., Emaille-Emaille, sowie feinst. Gravier. nur M. 25. Wirtl. reelle, 2 jährige schriftl. Garantie. Die Uhren sind gut abgezog. und genau regul. Nichtgefahr. wird bereitwillig zurückgezahlt, daher kein Risiko. Verl. geg. Voreins. d. Betr. fr. geg. Nach. Frostlieb & Valerius, Berlin S. 14, Alexandrinest. 61. Preislistentab. Uhren, Goldwaren etc. gratis u. franko.

Verlangen Sie bitte meine reich illustrierte Preisliste gratis und franko

Spezialhaus für Juwelen, Uhren, Gold, Silber, Alsenide, Nickel, Bronzewaren

W. L. Heckert Nachf.

Inhaber: Alfred Herzog Berlin S. 42

Oranienstrasse 162

Telephon: Amt IV, 232

Fein geschmiedete Aufzuf. Uhr M. 6,50, ohne Strudelzug M. 1,80. Prima Werke.

Wetterhäuschen aus Naturholz M. 1,50.

Reelle Garantie, eventuell Zurücknahme.

Wilhelm Gerland, Triberg-Schwarzwald 6.

Verlangen Sie illustrierte Preisliste über Gummiwaren und Bücher.

Vogel & Co., Versandgeschäft,

Leipzig-Eutritzsche No. 38.

Neuartiges Wiegemesser. Hochf. Geschenkartikel.

Blitz-Schneider

Neuartiges Wiegemesser. Hochf. Geschenkartikel.

Sparen ist schwer!
Kinderleicht wird es aber durch meine Taschen-Sparbänke!
Nr. 340 für 50. 341 für 10. St. Stücke. Dessen sich nur, wenn genau M. 8,50 in 10. St., oder M. 26 in 50. St. Stückchen darin sind, dann kann sie wieder neu gefüllt werden.
Preis pro Stück nur 50.
(Porto 20.) Bestellt, am einfachst. auf dem Abschnitt einer 10. St.-Postkarte. Auch Briefen, nehm. in Zahlung. 2 Stück franko für M. 1,20, 6 Stück franko für M. 3. Gegen Nachnahme 20. St. Postgebühr extra.

Umsonst großer Katalog
über Messer, Scheeren, Küchengeräte, Messer, Fernseher, Uhren, Ketten, Ringe, Gelbörse, Musikinstrumente etc. direkt von Paul Kratz, Versandhaus, Solingen 3-6.



Billigste Bezugsquelle für Cigarren

100 Stück
3 Pf. Cigarren 2 2,20, 2,40 Mk.
4 " " 2,60, 2,80, 3.—
5 " " 3,40, 3,60, 3,80
6 " " 4,20, 4,50, 4,80
8 " " 5,40, 5,60, 5,80
10 " " 6,50, 7.—, 7,50

Musterkisten von 100 Stück, enthalt. 10 verschied. Sorten von je 10 Stück nach beliebig. Wahl, stehen zu Diensten.

Carl Streubel, Cigarrenfabrik, Dresden - A., Wettinerstr. 13/14.

Der neueste illustrierte Preiscurant wird

Jedem auf Wunsch franko zugesandt.

Hygienische Gummiwaren
in Prima-Qualität kaufen Sie am billigsten vom Versandhaus
Rudolf Langer & Co.
Weinböhla 64 bei Dresden.
Preisliste gratis und franko.

Gewaltige Töne



aber rein und klar, gibt mein Phonograph, welch. ganz natürl. singt, spielt und spricht, mit M. 12, auf eleg. M. 15. Unsere Saiten-Bähniz-Walzen kost. 5 St. M. 6, 20 St. M. 15 franko. Reparatur, an Phonographen wird, uns Kunden gratis gemacht. Verl. Sie Prospekt. Teure Phonogr. Teilzahlung. Katal. gratis. E. Schmidt, Berlin 20, Ritterstr. 75.

Die nicht einlaufenden Blitz-Unterzeuge

Normal-Hemden, Macco-Hemden,

Hemdosen, Unterhosen, Jacken

Katalog, Stoßprob. umsonst fr.fo.

lieft. an Private die

Fabrik von Georg Koch

Hoflieferant in Erfurt 6.

Meiste u. billigste Bezugssquelle für Uhren für Damen und Herren M. 10,50. Kein Risiko. Umtausch gestattet. Über Uhren, Ringe, Ketten, Fräuring, Brillen, feste illus. Preisliste portofr.

E. Fischer, Berlin, Friedrichstr. 45.

Metallbettstellen
neuester Konstruktion von M. 7 an. Kinderbettstellen von M. 10 an in großer Auswahl. Kataloge kostengünstig. Hamburg - amerik. Metallbettstellenfabrik Berlin S., Kommandantenstr. 53b.

Hienfong - Essenz

für Biederverkäufer 1. Döb. M. 2,50. 30 Pfäfchen kostenfrei überall hin M. 7.

Laboratorium P. Seifert

Dittersbach No. 10 b, Waldenburg (Schles.).

Musikinstrumente
für Orchester, Schule u. Haus.



Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Geschäftsh.: St. Petersburg, Moskau, London.

Buch über Ehe

von Dr. Ratau in 88 Abb. statt M. 2,50 nur M. 1,50. Preisliste über int. Bücher gratis.

R. Oschmann, Frankfurt 102.

Billige böhmische Bettfedern!
10 Pfund neue geschlossene M. 8, bessere M. 10, weisse daunenw. M. 15, M. 20, schneew. dauerweiche M. 25, M. 30. Versand franko, zollfrei, per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme geg. Portovergütung gestattet.

Benedikt Sachsel, Lobes 3II,
Post Pilsen, Böhmen.

Arbeitsuhren, Remontoirs, Metall M. 3,75, 4,75, 6,75; Silber m. Goldrand v. M. 10, an. Repetitionswecker, in 7 Minuten 9 mal laut weekend, M. 3,75; Prima Wecker, leuchtend M. 3, nicht leuchtend M. 2,60. Garantie 2 Jahre. Umtausch od. Zurückgabe gestatt. Reichillustrer Katalog üb. Uhren, Ketten, Schmuck, Feldstecher etc. kostenfrei!

Eug. Karecker, fabrik u. Versand LINDAU im Bodensee 575.

wiegt verblüffend schnell Petersilie, Spinat, Zwiebeln, Mandeln etc. weiß Zehn Messer m. ein. Maie schneiden. Ein grossart. Einzig praktisch. a St. M. 1,60, Nach. 30 & mehr. Allein. Fabrikant und Patentinhaber Guido Riedel, Einsiedel 10 (Chemnitz).

Neuartiges Wiegemesser. Hochf. Geschenkartikel.



Ein Geständniss. Von H. Looschen.

pächtnis der frommen Kämpfer der heiligsten Güter aufzustützen geeignet wären. Keines davon aber kam an Großzügigkeit des päpstlichen Enteignungsverfahrens mit einer Leistung der Unfehlbaren weiters, die dem Bereich der Weltpolitik, der Zeit der großen Entdeckungen angehört. Da haben sie nämlich mit einem Federstrich die ganze zu jener Zeit so genannte „Neue Welt“ an christliche Brüder verschenkt, ohne irgendwelche Rücksichtnahme darauf, daß es dort schon Leute mit unbefriedbaren Eigentumsregeln gab. Die Sache hatte ein Vorbispiel bereits in den Anfängen des Entdeckungszeitalters, im Jahre 1454: Der König von Portugal wurde zu dieser Zeit vom Papst Nikolaus V. mit all' den Ländern belehnt, die von den Portugiesen bei ihren Fahrten nach Süd und Ost entdeckt werden würden. Im Jahre 1492 überfuhr bekanntlich Columbus im spanischen Auftrage nach Westen und entdeckte Amerika. Die Spanier hatten nun nichts Eiligeres an ihm, als sich auch von St. Heiligkeit einen Rechtstitel auf die erhoßten Reichthümer der neuen Welt ausstellen zu lassen. Papst Alexander VI. sah dem Wunsche des spanischen Herrscherpaars Ferdinand und Isabella bereitwillig nach, indem er ihnen durch Bulle vom 3. und 4. Mai 1493 zu unbedenklichem Eigentum alle diejenigen Gebiete der neuen Welt schenkte, die nicht schon durch andere christliche Fürsten besetzt seien. Letztere Bulle sollte zur Wahrung der portugiesischen Ansprüche dienen. Um Streitigkeiten zwischen beiden Ländern zu verhindern, zog Papst Alexander eine Demarkationslinie, die hundert Meilen westlich der Azoren von Nord nach Süd lief. Was östlich dieser Linie lag, sollte den Portugiesen, was westlich lag, den Spaniern gehören. Noch eine Klammer war in den Schenkungsurkunden enthalten: Die milde Gabe erfolgte unter der ausdrücklichsten Bedingung, daß die Spanier die eingeborene Bevölkerung zum katholischen Christenthum befähren müßten. Sicher fromme Zweck heilige offenbar das revolutionäre Mittel der Verjugung über fremdes Eigentum.

In den ersten Zeiten nach der Entdeckung der neuen Welt begnügte sich die Kolonisationshögligkeit der Spanier auf die westindischen Inseln, mit dem Erfolge, daß die gepeinigten, aber selbstverständlichkeit auch beschlissen Indianer in immer größeren Mengen in's bessere Jenseits eingingen. Für das amerikanische Festland wurde die Frage, wie die

Spanier ihre vom Papst erworbenen Rechte in der Praxis geltend machen würden, zum ersten Male brennend im Jahre 1508, als Hojeda und Nicuesa zu dem edlen Zweck der Goldsuche eine Kolonie an der Küste von Darien anlegten. Die beiden Expeditionsführer wurden vom König von Spanien mit einem Dokument ausgerüstet, das den Eingeborenen der zu besetzenden Gebiete die Reinigkeit mittheilte: Nachdem die von einem Mann und einer Frau stammenden Menschen sich über die Erde verbreitet und viele Völker gebildet hätten, sei die Aufsicht darüber von Gott „emandem“ übertragen worden, „der sich St. Peter genannt habe“. Den habe Gott zum Haupt des Menschengeschlechtes gemacht, damit ihm Alles diene und unterwürfig sei. Diesen hat man Papst genannt, was sagen will, der wunderbare Höchste, der Vater, der Schukherr.“ Einer von diesen Höchsten im Weltall nun habe alle Inseln und Festlande im Ozean dem katholischen Könige von Spanien zum Geschenk gemacht. Es sei deshalb den Eingeborenen blos anzurathen, sich ohne Berzug den Befehlen der Kirche und des von ihr bestätigten Königs zu unterwerfen. Dann dürften sie auf gnädige Behandlung hoffen. Sonst aber würde man ihnen als Rebellen mit Feuer und Schwert zu Leibe gehen.

Die Kulturmission der beiden edlen Spanier gelang nicht: ihre Expedition schiedete. Es verging ein Jahrzehnt, bis die Spanier einen neuen Versuch auf dem amerikanischen Festland machten, die famose Rechtstheorie päpstlicher Herkunft in die Wirklichkeit zu übersetzen. Und diesmal mit glänzendem Erfolge: 1519–1521 eroberte Ferdinand Cortez Mexiko und setzte die christliche Zivilisation an die Stelle der einheimischen Kultur, die dem damals herrschenden Volk der Azteken mit den übrigen verwandten Stämmen des heutigen Mexiko gemeinsam war. Es war eine ganz respettable Kultur, die sich hier auf dem Boden von Mittelamerika ohne jeden Zusammenhang mit der alten Welt selbstständig entwickelt hat. Bei den spanischen Chronisten der Entdeckungszeit freilich, deren hervorragendes Charakteristikum die Neigung zu makabren Überreibungen ist, wird sie in gut zu prächtigen Farben gemalt und infolge totaler Unfähigkeit, fremdländige Zustände zu begreifen, zu sehr nach Analogie europäischer Verhältnisse aus der Zeit des Überganges zur Neuzeit geschildert, wobei denn das Phantasiégilde eines niemals vor-

handen gewesenen Kaiserreiches Mexiko mit einem absoluten Monarchen herauftaucht. Hier hat nun die neuere Forschung, der freilich gerade auf diesem Gebiet noch ein unendlich weites Arbeitsfeld öffnet, wenigstens in der Haupttheile Klarheit geschaffen: Das Bild, das Mexiko zur Zeit der Eroberung bietet, ist daran zwar nicht mehr so märchenhaft, wie bei den spanischen Geschichtsschreibern, die That- sache aber bleibt bestehen, daß Mexiko damals eine verhältnismäßig hochentwickelte und weiterer Entwicklung fähige Kultur einheimischen Ursprungs besessen hat.

Nur wenige Worte können hier über die Frage des Ursprunges gesagt werden. Er ist für eine Reihe wichtiger Kulturelemente nicht bei den verwandten und gleichsprachigen Stämmen zu suchen, die unter dem Namen der Nahualakstämme zusammengefäßt, zur Zeit der Eroberung das Hochplateau des Sees von Mexiko — Anahuac mit einheimischen Namen — und die angrenzenden Gebiete bewohnten, sondern bei einem Volke anderer Herkunft und anderer Sprache, bei den Mayas. Deren Stätte lag zur Zeit der Eroberung auf Yucatan und in Guatemala, wo sie durch ihre Kultur noch das Stämmen der Spanier erregten. Da lag aber die Blüthezeit der Mayas schon um mehr als ein halbes Jahrtausend zurück. Chemals hatten sie bis in die südlichen Theile von Mexiko gewohnt. In der Provinz Chiapa finden sich die stattlichsten Reste ihrer monumentalen Tempelbauten. Deren Pyramide ist, die bis heute noch nicht entzifferte Handschrift der Mayas und vieles Andere haben die so lange wilden Jäger- und Kriegerstämme entlehnt, die das Maya-Volk seit etwa dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends südwärts zurückdrängten. Der Name der berühmtesten unter den von Norden her eingedrungenen Nahualakstämme enthält eine Erinnerung an das Herkunftsland: die Azteken heißen so nach dem Lande Aztlan, dessen Lage freilich nicht ganz sicher ist. Wahrscheinlich war es eine Insel im Meerbusen von Kalifornien. Die Azteken standen nicht von vornherein an der Spitze der Nahualakstämme. Eine bedeutendere Rolle begannen sie überhaupt erst zu spielen, seit sie 1325 in den Fluthen des Sees von Mexiko ihre durch Kunstvolle Dämme mit dem nahen Festlande verbundene Hauptstadt Tenochtitlan angelegt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Stromabwärts.

Von J. J. David.

Ganz vereinzelt lag das kleine Haus; endlos, einförmig und grau umringt die Ebene seine **Wälder**. Hart am schweren Schneide aber floß der Strom; breite trübe Wellen wälzte er in furchtlosen Rieschen vorüber. Zu einem Wiederstromme verloren lag ein langst vermorschter Rohr, und nur wenige Schritte Landeinwärts war der unheimlichste Ort der zweitiefen Stunde. Ein mäiges Bitter, leicht zusätzlicht und mit eingetauchten Grabhügeln ohne Kreuz, Mal noch Schrift überjac. Das war der Friedhof der Namenlosen, die Stätte, wo die Todten der Dämmer ihre letzte Ruhe fanden, wenn sie der Strom, keins Erbittungs wände, wieder ausgeworfen hatte. Stille der Hauptstadt ist diese Stille, und doch umringt ein Hauf der Vereinigung und der Verzweigung dieses Gefüge und die ürmliche Bebauung, die sich davor erhob.

Tags müßten vergangen, ohne daß sich ihr ein Sterbiger aufzettelte, Roben, ohne daß ein Kreuz oder ein helles Bett in den Hörnern ihrer Person schien. Was schien den Alten, der hier verblieben dahin lebte, und jenseitige Sagen ließen nur, seine Gemeinschaft erklären. Freilich war sein Preis gegeben; Niemand sahje, was die Sange, Lacherei, ja blosslich fortgenommen hatte. Ein Döchterlein war ihm gesiebtet, an dem er unendlich hing; aber seine Liebe hätte nichts Verhüllendes, sie war stark und aussichtsreich. Er war ein Väher; aber seit sie sich zum Stein des Tages die Wellen durch-

schneiden, im Abenddämmer fuhr er aus, um erst bei grauem Morgen mit leeren Nezen heimzufahren. Kein Sturm des Spätherbstes hielt ihn zurück; ja mehr, in wetterschweren Nächten war er am sichersten auf dem Strom. Und doch mangelte nichts in seinem Herze; besseren Hausrath barg es als die meisten anderen, und selbst ein gewisser Überfluss war darinnen. Wenn er einmal — es kam selten genug vor — mit seinem Tochterlein zur Kirche schritt, dann stand er trozig und wohlgekleidet hart am Eingange, und das Kind trug gar wunderlich reiche Kleider. Um seinen Hals hing sich reichlicher Schmuck, nicht selten leuchteten Edelsteine an seinem schönen Leibe. Aber Niemand grüßte die beiden, keine Gepielin, keinen Freund hatte das Mädchen; und einer räumte es dem Andern zu, es sei der Schmuck der Todten, freiwillig aus dem Leben Schieden, womit der Vater die Kleine abschmiegte. Und so schön sie auch war, Niemand ward auch nur heimlich um die Tochter des Vägers.

Kein möchte das diese Städte kränken, die in und miteinander ihr Gesänge fanden. Der Vater war freilich, wenn er seinem Siebling einen stillen Wunsch erfüllen konnte, und es thut ihm weh, daß sich so selten Gelegenheit dazu bot. Allzu unruhig lebt das Mädchen. Schon aber erfüllte die Schönheit der Tochter mit stolzer Freude; was diese irgend erhöhen konnte, trug er herzu. Und doch war ihre

Lieblichkeit nicht von jener Art, die das Herz ersfreut; etwas Verschleierte lag darin. Unendlich anmutig waren die Bewegungen des zierlichen Körpers, kaum konnte er sich an ihnen satt sehen. Kam er früh Morgens heim, dann lag sie gewöhnlich im ersten Schlummer; seinen Schritt dämpfend, setzte er sich zum Bette, beobachtete sie und vertiefte sich in die Züge des holden, verträumt süßen Gesichtes. Die erste Regung bespähte er, den ersten Aufschlag der Augen, die wandelbar in ihrer Farbe, so tief unter ernsten Brauen lagen. Und doch überkam ihr dabei nur zu oft ein Ahnen nahen Verlustes; etwas Glückloses lag um den Mund, etwas Gedämpftes, der Trauer und des Leidens Frohes im Blicke. So wenig er sein Kind jemals hatte lachen hören, so wenig hatte er auch nur einmal ein volles Aufleuchten der Augen gewähren können. Wie die aber glänzen konnten, das wußte nur eine. Nur die Nacht kannte die ganze, volle Schönheit der kleinen Gabi.

Diese liebte sie; ihre Seele war des Dunkels froh und der Einsamkeit. Früher hatte sie ihrer Neigung nicht recht nachleben dürfen, und schon darum war ihr der Gang zur Schule verhaft gewesen, zum Vorste, das ihr so ferne um Fabrikten zusammengeschmiegt lag, aus deren Schloten unablässig ein häßlicher Rauch dampfte. Auch hatte sie schlecht gelernt; zu traurig, zu unaufmerksam war sie gewesen und allzu schwer von Begriffen.

Nur mühselig fäzte sie etwas, um es doch rasch wieder zu vergessen; Jelten, dann aber mit bestremlicher Raschheit, kam ihr ein neuer Gedanke, alle früheren auslöschend und zurückdrängend. So war sie recht eigentlich unbeständig und kaum eines tieferen Empfindens fähig; nur drei Dinge wurden ihr immer werther, je mehr sie erblühte: der Schmuck, denn er erhöhte ihre Reize, deren vollen Werth sie die blinde Bewunderung des Vaters bald kennen lehrte; der Strom, an dessen Ufern sich so hold trümmerte; die Nacht endlich, die Alles in ihr weckte, was bis dahin dumpf und traumbefangen gewesen. Brach diese heran, dann verließ Gabi die Hütte. Zu einödig war es darin, das Raumen des Nachtwindes sprach ihr zu laut zum Herzen, als daß sie hätte schlafen können. Ihr Vater war seinem Lichtscheuen Gewerbe nachgezogen; sie aber saß am Gestade nieder, unter dem Weidenbaum, an dessen vor Alter geschwärztem und geborstenem Stamm sonst der Kahn befestigt war. Das leise Wehen zogstromabwärts; kühl spielte es ihr um die Schläfe und mit ihrem blonden, leicht gewellten Haar; das ihr eigenständig in die Stirne fiel und das ihr Vater so gerne daraus zurückstrich. Sie aber horchte und schaute. Ein Käuzlein flog ihr mit leisem Flügel und klagendem Schrei vorüber; aus einer der Aue stand ein Nachtreicher auf und strich schweren Flügelschlags und heiseren Rufes durch die Luft, und der Strom sang seine ewige Weise, die Herzen erweitert und mit seiner eigenen Unruhe erfüllt. Manchmal kam ein Dampfer; seine Räder schlügen das Wasser, oder wenn er Wien zuführ, klang das eintönige Rasseln der Kette, aus der Ferne verhallend, an ihr Ohr. Oder die Nebel schlängeln sich um's Gestade, nahmen Formen und Gestalten an, daß Gabi sie flüstern zu hören meinte oder bekannte Züge, etwa den gespenstigen Nachtmahr, darin zu erblicken glaubte. Die schönsten Stunden ihres Lebens waren es, die sie hier verbrachte.

Dabei aber lebte noch ein eigenhümliches Sehnen in ihr. Berühmt, empfand sie doppelt hart, daß der Vater ihr diesen Wunsch beharrlich weigerte. Noch hatte sie keine Nacht auf dem Rücken der Donau verbringen dürfen, so schön sie sich das auch ausmalte. Und dann war sie Weib, und eine lästerliche Neugierde quälte sie. Was möchte es sein, das ihr Vater alsnächtlich auf den Fluthen trieb? So weit sie einem Menschen gut sein konnte, war sie es ihm. Warum verhüllte er sich vor ihr, warum verwehrte er ihr Einblick in das, was er that?

Eine dumpfe Erinnerung war ihr aus den Kindertagen geblieben; damals hatte ihr ein neidiges Mädchen ein hartes Wort zugerufen; mit jener Grausamkeit, wie sie nur Kinder besitzen, hatte es ihren Vater geschmäht. Wie dieses Schmähwort gesautet, des konnte sich Gabi nicht mehr entsinnen, so sehr sie auch ihr Gedächtniß abquälte. Aber es war sehr schlimm gewesen und hatte sie doppelt getroffen, weil es mit ihrem eigenen Empfinden zusammengeklungen. Wohl hatte sie sich damals achselzuckend gewendet, und doch verfolgte sie das Gedanken daran all' die Jahre her, und das Verlangen übermeisterte sie, einmal Zengin einer solchen nächtlichen Fahrt werden zu dürfen.

Oft und oft drang sie bittend in den Alten. Und ihr Flehen war nicht ungestüm aufdringlich; verhalten, sehnlichstig war es und darum doppelt bezaubernd. immer schlug er es ihr ab; aber mit jedem Male war auch sein Stein schwächer. Er ertrug es nicht, sein Herzkind trübsinnig werden zu sehen; die immer fahlere Blässe seiner Wangen sah ihn in die Seele. Und eines Abends sagte er über: „Ich hab' Dir's gehalten wollen. Du hast mir erzwungen, merk' Dir das. Und nun komm.“ Er sah sie sein Ander.

Beide traten hinaus in die sinkende Nacht, die reglos und überaus dunkel war. Sie bestiegen den Kahn und stießen ab. Auf die leise verrinnende Fluth zogen zwei Schichten: der riesenhafte des Kindes und der von Gabis zierlicher Gestalt. So still war es, daß des Mädchens feines Ohr das Sein durch das Wasser nachschleifen hörte. Langsam glitten sie stromabwärts, bis vorhin, wo der Strom

einer Bug macht und seine Wellen sichter strömen. Hier wendete der Alte und fuhr unablässig mit starken Ruderstichen in die Kehre; sein Neß hatte er ausgeworfen, und die Gewässer rauschten mächtig an die Bordwand des Nachens. Mit gespannter Aufmerksamkeit spähte der Vater in die Lüften; Stunden verrannen so in athemloser Erwartung.

Plötzlich durchzuckte es Gabi, der Vater hatte sich erhoben und zog an den Schnüren des Neßes. Langsam tauchte es auf, in seinen Falten brachte es etwas mit. Gabi erschrak. Eine schöne Frau kam mit herauf, mit aller Anstrengung hob sie der Fischer in den Kahn. Das reiche blonde Haar war gelöst und umklebte häßlich die Glieder; das seidenstarrende Kleid umschloß enge den Leib. Die Augen waren offen. Ein goldener Reif, von Juwelen leuchtend, spannte sich um den Oberarm, in den Ohren, an den Fingern glitzerte Geschmeide. Behutsam löste es der Alte. Vor Gabi's Seele aber war Alles versunken, wie sie so dasaß und dem Tode in das verglaste Auge sah. Ein neuer Gedanke hatte sich ihr sieghaft aufgedrängt, während sie mit verlangender Seele das Besitzthum und den Schmuck der Leiche prüßte. Von oberhalb des Stromes war die gekommen, aus jener Stadt, die der Vater immer wieder aufsuchte, ohne daß er sie jemals hätte mitnehmen wollen. Was mußte dort für ein herrliches Leben sein, wenn selbst die, welche aus eigenem Entschlisse darans schieden, noch über solchen Glanz verfügen könnten! Wie arm war ihr vielgeneidetes Besitzthum daneben, wie hart ihr Vater, der ihr nur die Abfälle heimbrachte, das Beste vorerhielt! Ein Gross gegen diesen überkam sie, mit ihm aber auch ein Borsatz, ihr selbst noch nicht ganz hell, doch unerschütterlich, wie sie deutlich empfand.

Nie mehr begehrte sie von nun an, mitgenommen zu werden. Über vom ersten Dunkel bis zur ersten Frühe hielt sie fortab Wache an der Schwelle der Hütte; nur daß sie immer stromaufwärts spähte, bange, erwartend, als müsse von dort ein Heil kommen. Wetterahnende Nächte liebte sie vornehmlich; ringsum drohten die Wolken, und ein eigenes Leuchten hing oft in ihnen, nur ihrent schärfer, die Finsterniß bezwingenden Auge erkennbar; der Abglanz der fernren, verlockenden Weltstadt. Häufig hatte sie der Vater früher scherhaft sein Nachtkind genannt: um denn, wie den Nachtfalter das Licht anzieht, so strebten alle Sinne des Nachtkindes diesem ungewissen Scheine zu. Sie zählte die Tage; bis zu welchem Ziele, das wußte sie nicht. Aber dies Eine empfand sie: das neueste Begehrten war ihr zu stark, als daß sie ihm noch länger zu widerstehen vermöchte.

Kein Gruß ward mehr ihrem Vater, fast, als hätte sie die Sprache verlernt, ging Gabi umher. Kosete er sie, dann überließ es Gabi, und ihr Blick war schau. Die alte Angst, das Bangen vor dem Verluste aber überwältigte den Alten; täglich erwartete er das, wovor ihm graute...

Im Frühjahr war es und selbst dies arme Gestade hatte sich geschmückt, als ein Fischer an der Hütte am Strande vorbeiging. Ein Stöhnen drang darans; unmenschlich, wild und heiser. Neugierde zwang ihn, herzu zu treten, einen Blick durch die offene Thür zu werfen. Da lag der grane, riesenhafte Mann auf dem Boden der Stube, niedergebrochen; sein Gesicht war in eine Hand geborgen, wohl damit die lauten Rufe seines Schmerzes gedämpft würden. In der Kleinen aber hielt er eine kleine, arme Puppe, wie Kinder damit zu spielen pflegen; wenn er sein Auge erhob, dann hastete es starr und voll unsäglicher Angst an dem dürrstigen Spielzeug, dem letzten, was ihm von der Tochter geblieben. Eine unerträgliche Qual lag über der ganzen Gestalt; so herzbeleidigend, daß der Neugierige ihren Anblick zu ertragen nicht vermochte und geängstigt und durchfröstelt floh.

Ein neues Gerücht durchzog aber das Dorf, eine frische Anklage lag auf dem sündigen Scheitel des Alten.

Lange, endlose lange Zeit verging. Keine Nachricht von der Ferne kam stromabwärts, keine drang zu der Wohnung des Einsamen. Wohl wußte man

von ihr zu erzählen, doch so wenig hold diese Berichte waren, so wenig waren sie sicher. Immer gemiedener ward die Hütte. Früher war der Alte doch ab und zu des Tages ausgefahren, wenn auch nur, um den Schein eines ehrlichen Handwerkes zu wahren. Das hatte aufgehört; doch allnächtig war er auf dem Strom, bis das Eis des Winters ihm die Aussahrt wehrte. Dann durchmaß er ruhelos das Gestade und entsetzliche Angst schien ihn zu peinigen. In sich brach er so zusammen, auf den Fluthen aber war er immer noch der Kräftigste, und Niemand meisterte sein Ruder besser als er. In die Stadt aber kam er nie mehr.

Auso kam ein Winter heran. Frühzeitig war er erschienen, schon um die Mitte des Novembers trieben die ersten Schollen stromabwärts. Eine Nacht brach ein, so wüst und durchstürmt, daß sich der Alte nicht auf die Wellen hinauswagte. Er zog sich in seine Stube zurück; aber ein Erinnern ward in ihm wach, lebendiger als alle die Tage her. Er suchte den Schlummer, der sich ihm entzog; zu heftig rüttelte der Wind an den Pfosten der Hütte, und es war ihm plötzlich, als klänge ein Rufen darinnen. Ein zweites Mal dann erklang es, dann wurde es stille, nur sein Herz hämmerte immer gewaltiger. Dann erdröhnte ein Schrei, so gellend und todesfurchtig und doch so bekannt. Es zwang ihn vom Bett; gegen die Thür stemmte sich der Sturm, er stieß sie auf und trat in's Freie.

Die Nebel legten sich und verschleierten den Strom und seine Ufer, daß das Bild in ein einfarbiges Gran verrann. Die Fluth schimmerte unter ihm; wie lichte Punktel erglänzte das Kreiseis. „Wie Frauenleiber,“ flüsterte er vor sich. Er wußte nicht warum, aber behutsam schob er seinen Kahn hinaus in das Drängen. Vorsichtig steuerte er ihn durch das Kreisen; gleichmäßig und gefügig wie ein Werkzeug arbeitete seine Hand, und nichts lebte an dem Manne als das Auge, das flammend die Finsterniß durchdrückte. Die morschen Blauken des Nachens ätzten; so gewaltigem Unsturme waren sie schwer mehr gewachsen. Ihm focht es nicht an. Er arbeitete weiter, bis er das Boot im Freien hatte, es sah abwärts schwimmen lassen könnte und sich wiederum dort befand, wo er damals mit seinem Kinde gewesen — zwischen einer Au, dem Friedhofe der Namenlosen gegenüber.

Willenlos löste er das Neß. So lange war ihm wie noch nie, da er es niedergleiten ließ. Fast im selben Augenblide versiegte sich etwas darin. Ein jähes Entsezen überkam ihn lärmend; seine Glieder zitterten, der Sturm stieß immer ungestümmer an das Boot. Er zog; wie Verdammten sein mag, so war ihm. So langsam ging es aufwärts, so unendlich schwer; Eisböcken kamen, dann tauchte etwas auf: mit vorgequollenen Augen stierte er auf das Haupt, das aus dem Wasser zum Vorschein kam. Es war das süße Gesicht! Aber nicht, wie es ihn verlassen hatte, wie er sie in seinen Träumen gesehen, kam ihm Gabi zurück. Das Ruder war aus dem Boote geschlendert worden — er gewahrte es nicht. Langsam, unendlich zart, wie es nur eine Mutter vermöchte, hob er die Tochte aus der Fluth. Sie war immer noch schön — und doch, während er den nassen Scheitel auf seinen Knieen bettete, konnte er kaum hinschauen. Aber auch keine Thräne kam ihm. Dann versank er in Betrachtung. Den fremden Zug um ihren Mund hätte er so gerne fortgehabt! Er wischte mit seinem Finger darüber hin, als müsse er weichen; gewohnheitsmäßig löste er ihr Geschmeide.

Ein starkes Eisstück stieß an die Bootswand; ätzend klaffte ein Brett und ein dünner Strahl Wassers drang ein. Er summerte sich nicht darum. Ein neuer Windstoß setzte ein und ließ den Kahn sich wirbelnd drehen — er achtete es nicht. In sich vertieft saß er da. Der Sturm wuchs an, neue Sturzwellen drangen in den Nachen; ihm galt es gleich. In trostlosem Leid, mit trockenem Auge saß er da, und während die Nebel, niedersteigend und immer dichter werdend, ihn umhüllten, trieben das tote Kind und der todgeweihte Vater rasch und immer rascher in langsam versinkenden Fahrzeuge stromabwärts.

Feuilleton.

Wir sind jung!*

Wir sind jung und dürfen hoffen
Und in Blüthen steht die Zeit.
Helle Thore winken offen
Jenseits der Vergangenheit;
Holde Zukunftsklänge wiegen
Uns in Träume, süss und schwer,
Wid im Zauberammer liegen
Zaubersaaten um uns her.

Lass uns eilen, lass uns warten
Dieser Blüthen grünes Beet,
Da der Liebe Wundergarten
Noch um uns die Dütte weht.

So ein Heute, solch ein Morgen
Lebet uns die Welt versteht.
Und wir sehn das Heer der Sorgen
Grau fernab die Pfade geb'n.

Fest des Lebens lass uns trinken,
Da der Becher sprudelnd schämst!
Sahst Du ihn vergebens wischen,
Fest Du's ewig Dir verträumt.

Und wir trinken, und wir schlürfen,
Und wir senken Blick in Blick.
Lieben können — leben dürfen —
Und so eint uns ein Geschick.

Heinrich Spiro.

Ein Verstandniss. Wochen lang schon hatte der Alte das Rätsel bestanden. Das war nicht mehr das häufje lustige Ding von früher. Einmal Scheus, Mudes war in ihr Weise gefommen. Ihre Augen blaueten so bestimmt, und die Arbeiten des Haushalts gingen ihr so schwer von der Hand.

Der Alte hätte nichts gesagt. Wer ja selbst mal jung gewesen! Und mit zwanzig ist's einem anders um's Herz als mit fünfzig! Als dann die ersten Herrschaften um den Siebel prissen, ahnte er, wie es um das Rätsel stand. Ein paar Tage lag es's noch mit an, wortkarg, mit zusammengekniffenen Lippen. Dann rief er sie zu sich. Breit und füller hat er sich auf den Holzstuhl am Tisch gelegt. Der eine Arm liegt auf der Sessellehne. Die Hände ruhen auf mit der Peize zu schaffen. Neben ihm die Tochter. Den Kopf gesenkt, den Rücken gebogen; unruhig gleiten die Finger am Schärzenbaum auf und ab. Und dann kam es heraus. Unter Schluchzen. Einigesweile. Ja abgerissenen Worten; wie sie ihn so lieb gehabt.

Der Vater hat sie ruhig angehört. Kein Wort auf. Nicht ein böses Wort. Nur in den ersten Augen liegt es wie Trauer.

Das ist schwer für den alten Raum. Aber sie weiß es: er hat ihr vergeben, er wird ihr Schutz und Stütze sein.

Die Spitzelrepublik. Der Aufbau der gewollten Zivilisierung von Venezia hat romanisch gestimmte Gemeinden öfters Bedauern darüber ausgedrückt, daß sie auf immer dahin sind, die Zeiten, als die Großen von Venezia in der Fülle der Macht und des Reichtums jene Zengarisse entzündeter Herrschaft überzeugt waren, künften in die wirtschaftliche Neutralität Venezia, wie sie chemals gewesen ist, so würden sie vermutlich von dem Land ihrer Sehnsucht weniger erfreut sein und den vorsichtigen Standhalt beiläufig das ihren föhlen könnten, das Kriegslos über sich verstreuen, bis sie in jüngere Erinnerung bei der Seezergier an der Adria gelangt wären. Und zwar aus dem einzigen Grunde, weil es in der Republik Venezia für möglich ist, ob über Ausländer ein sozial verbotenes Verbrechen vor, an Einschließungen herumzugehen. Das hängt mit der einzigenen Einschränkung der Zivilisation nicht zusammen. Man begründet sie Regierung, zum von Venezia gleichzeitig als Machtverlust. Das ist richtig, aber zu allgemein. Machtverlust hat es in vielen kleinen Gemeinden gegeben. Venezia aber verfügte über eine ganz originelle

Das: „Geschichte des Bandenkriegers“. Von Heinrich Spiro. Leipzig, Hermann Schmidt Verlag. Preis 1.20.

Sorte von Adelsherrschaft, die man kurz als Spitzelrepublik bezeichnen kann. Tatsächlich den Mittelpunkt der Republik bildete eine allmächtige und alle gegenwärtige Geheimpolizei, deren Fäden im Staatsinquisitorium zusammenliefen. Dieser schreckliche Spitzelorganismus hatte sich seit den ersten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts ausgebildet, seit das Volk von der Theilnahme am Regiment durch die Handelsaristokratie ausgeschlossen worden und der Große Rat aus einer gewählten Versammlung zu einer geschlossenen Gesellschaft geworden war, der blos die im „golden Buch“ der Republik verzeichneten Adeligen erblich angehörten. Im Jahre 1310 versuchte das Volk, diese neue Ordnung der Dinge umzustürzen, unterlag aber im Straßkampf auf dem Marcusplatz. Zur Aufdeckung der Verschwörung ward eine Kommission von zehn Männern mit unmenschlicher Machtvollkommenheit niedergegestellt. Das war der Anfang des Machtes der Zehn, dessen Allmacht immer wieder verstärkt wurde, bis man ihn 1335 für eine dauernde Staatsentrichtung erlaute, die allen Umstutzeln vorwegend in den Weg treten sollte. Aus dem Rath der Zehn erwuchs 1455 der Rath der Drei, die den Namen Staatsinquisitoren führten. Damit war die Geheimpolizei fertig. Ihr bezahltes Spitzelmaterial fand sie in den späteren Jahrhunderten der Republik hauptsächlich in den Reihen der Aristokratie, die seit dem ökonomischen Niedergang Benediks infolge der Verlegung der Welt-handelsstraßen größtentheils verarmt war. Wenige reichsleibliche Familien dominierten im Großen Rath, dessen übrige Mitglieder davon lebten, daß sie jenen Großen ihre Stimmen verkauften, und daß sie als bezahlte Spitzel der Staatsinquisitoren fungirten. Zu den besoldeten Spionen, die alle geselligen Beziehungen vergiften, jedes freie Wort unmöglich machten, kamen noch die unbefoldeten, das Denunziatenthum, woran die Polizei ganz besonders spezialisierte: zu dem Zweck waren an verschiedenen Stellen cherne Löwenrachen angebracht, die zur Aufnahme anonymner Anzeigen an den Rath der Drei bestimmt waren. In den Augen dieser geheimnisvollen Körperschaft, deren Mitglieder Niemand kannte, war jedes Wort der Unzufriedenheit und des Zodes ein strafwürdiges Staatsverbrechen, das den Misschäfer spurlos in den schamerlichen Gefängnissen unter den Bleidämmern oder auch, in einen Sack genährt, in den Kästen von Benedik verschwinden ließ. Das Lebewesen war ein kleines; denn der Angeklagte ward mit den Zeugen — Spitzeln und Denunzianten — nicht konfrontirt, sondern durch Anwendung raffinierter Folterwerkzeuge zum Geständnis gezwungen. Von Berufung gegen dieses Polizeigericht konnte keine Rede sein; unterstanden doch der Kontrolle und Gerichtsbarkeit der Staatsinquisitoren alle Staatsbehörden bis hinauf zum Doge, der durch seinen Amtseid verpflichtet war, dem Rath der Drei Spitzel und Denunziatendienste zu leisten. Dies raffinirte System der Spionage hat bis zum Untergange der Republik Benedik bestanden und jedes politische Leben erfolgreich abgetötet; freilich vermochte es dies ohne Herbeiführung von Explosionen blos wegen des ökonomischen Versfalls der großen Handelsstadt, der sie schließlich in einen Zustand totaler Verzweiflung gebracht hatte. 1797 zogen die Truppen der französischen Republik in Benedik ein und machten der Spitzelrepublik ein Ende, ohne nennenswerten Widerstand zu finden. Im Gegenteil lieferte das Volk den Franzosen die Staatsinquisitoren mit Konne gefangen aus: die Venezianer verstanden die Romantik des Spitzelthums nicht zu würdigen.

Warum grosse Thiergruppen ausgestorben sind. Wenn eine einzelne Art oder Gattung vom Erdhoden verschwindet, jedoch verwandte Formen hinterlässt, so mag man das dem Umstände zuschreiben, daß sie von diesen verdrängt worden oder in sie aufgegangen sind. Allein wie kommt es, daß ganze große Gruppen, die lange Zeiträume hindurch auf der Erde gelebt haben und hier wohl gar, wie zum Beispiel die Dinosaurier in der Sekundärperiode eine herrschende Rolle gespielt hatten, wie kommt es, daß jöche große Thiergruppen vollständig ausgestorben sind? C. A. Andros hat jüngst im „Geological Magazine“ zwei Ursachen angegeben, denen möglicherweise das Verschwinden ganzer Thierkategorien zugeschrieben ist.

Bei einem Organismus, der wenig spezialisiert ist, wird die Anpassungsfähigkeit und Entwickelungsmöglichkeit eine sehr grosse sein. Ein einzelliges Wesen z. B. wird sich den verschiedensten Bedingungen anzupassen können. Je mehr sich indeß ein Thier nach einer bestimmten Richtung hin entwickelt, je mehr es sich spezialisiert, um so schwieriger ist es, anderen Bedingungen zu genügen, als eben den ganz speziellen,

dennen es sich angepaßt hat. Nun gibt es ganze Thiergruppen, die sich so nach einer Seite hin ausgedehnt haben. Und je mehr sie sich einseitig ausdehnen, um so weniger werden sie noch umwandlungsfähig sein. So drängt die ganze Entwicklung einer solchen Thiergruppe nach einem speziellen Punkte und alle Individuen, die zu dieser gehören, werden einander in der Konstitution immer ähnlicher. Diese große Gleichheit der Individuen führt aber in der selben Weise wie die Inzucht. Es tritt dadurch eine Schwächung des Stammes ein, die schließlich zum Aussterben führt.

Anderes deutet aber noch an eine andere Ursache, die das Aussterben bedingt haben kann. Jede Thiergruppe, die sich zu einer grossen Macht entwickelt, pflegt auch die Körpergröße ihrer Repräsentanten immer mehr zu steigern. Dafür sind unter Anderen die Rüsselthiere und die Pferdethiere ein Beispiel, deren Arten im Laufe der Zeit immer gröber geworden sind. Ein Thier, das eine bedeutende Körpergröße besitzt, braucht gewöhnlich ziemlich lange Zeit, ehe es vollständig erwachsen ist. Auch die Geschlechtsreife tritt infolgedessen erst spät ein. Die Generationen folgten einander also in ziemlich langsamem Tempo. Etritt nun eine Veränderung der Lebensbedingungen ein, so werden natürlich die kleinen Individuen, die sich rasch vermehren, im Vortheil sein. Die grossen Thiere, bei denen die Entstehung neuer Generationen sehr lange Zeit beansprucht, werden die Veränderung nur sehr schwer, vielleicht gar nicht überwinden, weil sie zu wenig Individuumaterial herbringen, das sich an die neuen Verhältnisse gewöhnen könnte. Nun mag hierbei noch die vorher erwähnte Möglichkeit des Aussterbens hinzukommen. Denn grosse Thiere haben meist eine sehr differenzierte Konstitution, einen sehr spezialisierten Körperbau. Sie sind wenig umwandlungsfähig, und so können sie leicht dem Aussterben verfallen, z. B. wenn die Generationen ihre langsam aufeinander folgen und nicht Zeit genug haben, mit dem raschen Wechsel der Lebensbedingungen Schritt zu halten.

gz.

Ausklappbares Küchentisch. Die Lischplatte dieser patentierten Küchen unterscheidet sich dadurch von den gewöhnlichen Platten, daß sie nicht aus einem Stück besteht, sondern aus zwei Hälften, die an einer Seite mit dem eigentlichen Tisch durch Gelenke verbunden sind. Man kann daher jede Lischplattehälfte von der Mitte aus nach außen zu ausklappen. An den beiden Seiten befindet sich je ein unlegbares Konsol. Ist nun eine Lischplattenhälfte zurückgeschlagen, so dreht man das Konsol vor. Dadurch unterstützt man die Platte so, daß man darauf bequem arbeiten kann und die Unterlage genügend Halt hat. Der jetzt aufgesetzte dastehende Küchentisch weist zwei Einläge aus Metall auf, die herausnehmbar sind. Diese können mit Wasser gefüllt werden, um für Abwaschzwecke benutzt zu werden. Auf der einen Seite wird in den im Tisch eingelassenen Behälter das kalte und auf der anderen Seite das warme Abwaschwasser gefüllt, während das gereinigte Geschirr auf beiden Seiten bequem Platz findet, wenn man es auf die aufgesetzten Lischplattenhälften stellt. Diese Plattenhälften sind so mit Leinen eingeschlossen, daß nur eine kleine Öffnung verbleibt, durch welche das vom Geschirr ablaufende Wasser in die beiden Wasserbehälter zurückläuft.

Ist die Arbeit des Aufwaschens beendet, so werden die beiden Lischplattentheile einfach wieder zurückgeschlagen und man hat eine ebene Tischplatte vor sich. Die seitlichen Konsole werden jetzt ebenfalls zurückgelegt, so daß alsdann ein solcher Tisch einem gewöhnlichen Küchentisch ähnlich sieht. Da im Innern dieses neuartigen Tisches die zwei Abwaschgefäße ihren dauernden Platz haben, so hat natürlich diese Küchenheit die sonst übliche Schublade nicht; dafür hat man aber die Annehmlichkeit, daß die Abwaschgefäße ihren ständigen Platz haben, also nicht herumzutischen brauchen. Die erwähnte Umräumung der aufgeklappten Lischplattenhälften verhindert das Herunterlaufen des vom abgewaschenen Geschirr abtropfenden Wassers und damit das Verschütten des Fußbodens. Die Abwaschgefäße selbst sind aus nicht rostendem Material hergestellt.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Seite.